



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Gott und Welt

Lietz, Hermann

Veckenstedt a. H., 1919

b) Die stille Welt Platons.

urn:nbn:de:hbz:466:1-32803

Einem minderwertigen Menschen untergeben zu sein, ist schwer.

Für unverständige Menschen ist es besser, wenn sie gehorchen müssen, als wenn sie befehlen dürfen.

Einer gilt mir für zehntausend, wenn er von edler Art ist.

b) Sokrates.

Seine Verteidigung, letzte Reden und Tod*).

(399 v. Chr.)
Aus der Ver-
teidigungsrede
des Sokrates
vor seinen
Richtern.

... Nicht schön ist's von dir, Mensch, wenn du meinst, ein Mann, der auch nur einigen Wert besitzt, dürfe Gefahr um Leben oder Tod in Rechnung ziehen, müsse nicht vielmehr allein darauf sehen, ob er recht oder unrecht tue, ob sein Handeln das eines guten oder eines bösen Mannes sei. . . .

... Wo man sich selbst nach bestem Wissen hinstellt, oder von einem Oberen hingestellt wird, auf dem Posten muß man ohne Rücksicht auf Gefahr aushalten, und nichts, weder Tod noch sonst etwas, darf man in Rechnung ziehen vor der Schmach. . . .

Wenn ihr also zu mir sagen würdet: „Sokrates, für diesmal wollen wir dem Ankläger nicht folgen, sondern dich loslassen unter der Bedingung, daß du die philosophische Menschenprüfung nicht mehr betreibst, wirst du aber fernerhin dabei betroffen, so mußt du sterben — wenn ihr mich also, wie gesagt, unter dieser Bedingung freisprechen wolltet, dann würde ich zu euch sagen: „Ihr seid mir lieb und wert, Männer von Athen — aber dem Gott werde ich mehr gehorchen als euch, und solange ich noch atme und es vermag, will ich nie aufhören zu philosophieren und euch zu ermuntern und zu weisen, wem ich auch von euch begegne: „Schämst du dich nicht, mein Bester,“ werde ich wie gewohnt sagen, „als Bürger von Athen, einer so großen und durch Tüchtigkeit und Intelligenz so berühmten Stadt, dein Sinnen und Trachten auf möglichst großen Gelderwerb, auf Ruhm

*) Vergl. Platon: Apologie und Kriton, übers. v. D. Kiefer, und Phaidon, übers. v. R. Kassner und R. Preisendanz. Verlag Friedrichs, Jena.

und Ehre zu richten, während dir die Einsicht und Wahrheit und das Heil deiner Seele keine Sorge macht?" . . .

Denn das befiehlt mir der Gott, wie ihr wissen müßt. Auch glaube ich, daß dem Staate noch nie ein größeres Gut zuteil geworden ist als dieser Dienst, den ich dem Gott leiste. Tue ich doch nichts anderes als umhergehen und jung und alt unter euch überreden, ja nicht eher für den Leib und für das Geld in so hohem Grade zu sorgen, als für das möglichst beste Gedeihen der Seele, indem ich zeige, daß nicht aus dem Reichtum die Tugend, sondern aus der Tugend der Reichtum und alle anderen menschlichen Güter erwachsen, für den einzelnen sowie für die Gesamtheit. Verderbe ich durch diese Reden die Jugend, so müßten sie wohl schädlich sein; behauptet aber jemand, ich rede etwas anderes als dies, so sagt er nichts. Somit erkläre ich, ihr Männer von Athen, ob ihr dem Kläger folgt oder nicht, ob ihr mich freisprecht oder nicht: ich werde auf keinen Fall anders handeln, auch wenn ich noch so oft sterben müßte. . . .

Wenn ihr mich tötet, so werdet ihr nicht so leicht wieder einen finden, der geradezu — so lächerlich es auch klingen mag — vom Gotte der Stadt beigegeben ist, wie der Lenker einem großen, edeln Pferd, das, in Folge seiner Größe etwas schläfrig, eines ständigen Anspornes bedarf. Zu diesem Zweck hat mich, wie ich glaube, der Gott der Stadt zugeteilt, damit ich unaufhörlich euch wecke, ermuntere und tadle, indem ich jedem Einzelnen den ganzen Tag und allenthalben zusehe. . . .

Vielleicht mag es sonderbar scheinen, daß ich mich so viel damit beschäftige, dem E i n z e l n e n zu raten, während ich es nicht wage, öffentlich vor die Menge zu treten und d e r S t a d t Ratschläge zu geben. Der Grund dafür, den ich euch schon oft und an vielen Orten gesagt habe, liegt in der Einwirkung, die ein göttliches und dämonisches Etwas auf mich ausübt, was ja auch Meletos in seiner Klageschrift erwähnt hat, um sich darüber wie in der Komödie lustig zu machen. Das hat schon in meiner Kindheit begonnen und zwar in der Weise, daß sich mir eine Art Stimme kundgibt, die mir jeweils von dem, was ich tun will, abrät, aber nie zuredet. . . .

Würde ich euch gegen euren Eid durch Bitten zu etwas überreden oder nötigen, so würde ich euch ja geradezu lehren, nicht an das Dasein von Göttern zu glauben, und mich selbst

durch meine Verteidigung recht eigentlich anklagen, daß ich nicht an Götter glaube. Aber weit entfernt, daß es so wäre! Ich glaube nicht nur an Götter, ihr Männer von Athen, wie keiner von meinen Anklägern, sondern überlasse es auch euch und dem Gott, über mich zu entscheiden, wie es für mich am besten ist und für euch. . . .

Vielleicht sagt jetzt einer: Schweigend und still, Sokrates, kannst du also nicht leben nach deiner Verbannung? Euch davon zu überzeugen, ist das Allerschwierigste. Denn sage ich: das hieße dem Gott ungehorsam sein, und darum könne ich nicht still bleiben, so meint ihr, ich mache Witze und glaubt mir nicht. Sage ich aber, es sei für den Menschen das größte Gut, jeden Tag über die Tugend Gespräche zu führen und über andere Dinge, worüber ihr mich reden hört, wenn ich mich selbst und die andern erforsche, ein unerforschtes Leben aber sei für den Menschen gar nicht lebenswert — wenn ich das sage, glaubt ihr mir noch weniger. . . .

Aus der Rede nach der Strafbestimmung.

. . . Nicht das ist schwierig, ihr Männer, dem Tode zu entgehen, sondern viel schwieriger ist's, der Schlechtigkeit; denn sie läuft schneller als der Tod. So bin auch ich, ein langsamer und alter Mann, doch von ihm, dem noch langsameren, eingeholt worden, meine Ankläger aber, stark und schnell wie sie sind, vom Schnelleren, der Schlechtigkeit. So gehe ich denn hin, von euch des Todes schuldig erklärt, der Nichtswürdigkeit und Ungerechtigkeit. Und wir müssen uns beide mit dem Spruche beruhigen. . . .

Aber auch ihr, ihr Richter, müßt in bezug auf den Tod guter Hoffnung sein und dies eine als wahr erkennen, daß es für einen guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch nach dem Tode, und daß sein Geschick von den Göttern nicht vernachlässigt wird. So hat sich auch meines nicht zufällig so gestaltet, sondern soviel ist mir klar, daß es für mich schon besser ist zu sterben und von des Lebens Plagen befreit zu sein. Darum ist mir auch die

Warnungsstimme nirgends entgegengetreten, und ich zürne denen, die mich angeklagt und verurteilt haben, nicht besonders. Sie haben mich freilich nicht in dieser Besinnung angeklagt und verurteilt, sondern sie dachten mir zu schaden und darum verdienen sie Tadel. . . .

Doch es ist wohl schon Zeit, daß wir gehen, ich zum Tode, ihr zum Leben. Wer aber von uns beiden dem besseren Geschick entgegengeht, weiß niemand als nur der Gott. . . .

Aus dem Kriton: Versuch eines Schülers,
seinem verurteilten Lehrer das Leben zu retten, und Sokrates
Antwort darauf.

Man darf keinem Menschen Unrecht mit Unrecht, Böses mit Bösem vergelten, was man auch von ihm erlitten hat. . . .

Ist deine Weisheit so gering, daß sie dir nicht einmal sagt: Teurer als Vater und Mutter und alle anderen Vorfahren ist das Vaterland und ehrwürdiger und heiliger, und steht in größerem Ansehen bei Göttern und bei den Menschen, die Vernunft haben; man muß es mehr ehren, ihm folgen und ihm gute Worte geben, wenn es zürnt, als einem Vater. Man muß es entweder eines Besseren belehren oder tun, was es befiehlt, und die Leiden, die es auflegt, gelassen ertragen, ob man nun geschlagen oder gefesselt wird, ob man in den Krieg berufen, verwundet oder getötet wird — alles muß man ertragen und es ist recht so; man darf nicht weichen, noch sich zurückziehen, noch seinen Posten verlassen, sondern im Krieg, vor Gericht, kurzum überall muß man handeln, wie der Staat und das Vaterland es befiehlt, oder es vom Rechten überzeugen; Anwendung von Gewalt ist schon gegen Vater und Mutter eine Sünde, um wieviel mehr aber erst gegen das Vaterland!

Von den letzten Stunden und dem Tode eines griechischen Weisen etwa 430 Jahre vor dem Tode Christi.

Sokrates' Tod Wie war Sokrates vor seinem Tode, nach Platons Phaidon? Was sprach er noch alles, und was tat er?

Phaidon.

Ph. . . . „Ach! mir war damals ganz wunderbarlich zumute. Eigentlich überkam mich gar nicht das Mitleid, das wir mit einem sterbenden Freunde haben sollten. Sokrates schien mir glücklich zu sein, seine Haltung und seine Worte verrieten nur Glück. So furchtlos und tapfer ging er in den Tod, daß ich den Eindruck hatte: dieser Mann scheidet nicht ohne göttliche Sendung von uns; wenn je ein Mensch, so wird er auch dort unten wohl fahren. Und darum, sage ich, war in mir nichts von Mitleid, wie es bei einem so traurigen Anlaß zu erwarten wäre. Allerdings auch nichts von jener Freudigkeit, wie sie in uns lebte, so oft wir zusammen Philosophie trieben — unsere tägliche Gewohnheit, denn auch diesmal handelte unser Gespräch ungefähr davon. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll: Eine merkwürdige Ergriffenheit war in mir: eine ungewohnte Mischung von Freude und Trauer, wenn ich daran denken mußte, daß er nun gleich sterben werde. Und allen anderen Anwesenden ging es beinahe ebenso wie mir: bald lachten wir, bald kamen uns wieder die Tränen . . .“

Als wir den Abend vorher aus dem Gefängnis gekommen waren, hatten wir erfahren, daß das Schiff aus Delos zurückgekehrt sei, und da verabredeten wir uns, den nächsten Morgen so früh wie möglich am gewohnten Orte zu erscheinen. Das geschah auch, doch der Gefängniswärter, der uns das Tor zu öffnen pflegte, trat uns aus dem Gefängnis entgegen und hieß uns noch warten und nicht eher hineingehen, bis er uns die Erlaubnis gegeben hätte. „Die Elf nehmen eben Sokrates die Fesseln ab und verkünden ihm, daß er heute noch sterben müsse.“ Es dauerte aber nicht lange, da kam er wieder zurück und ließ uns eintreten. Wir fanden Sokrates schon ohne Fesseln. . . . Sokrates setzte sich nun wieder, zog die Beine ein und rieb sie mit der Hand, dabei sagte er: „Sonderbar, Freunde, ist doch das, was die Menschen angenehm nennen. In wie seltsamer Beziehung steht es nicht zu dem, was sein Gegensatz zu sein scheint, zum Schmerzlichen: Zugleich wollen die beiden nicht im Menschen weilen; so aber ein Mensch der

Freude nachgeht und nach der Freude greift, muß er auch den Schmerz hinnehmen und umgekehrt, als hingen die zwei an einem Ende zusammen. Und ich meine, wenn Aisopos daran gedacht hätte, würde er daraus eine Fabel gemacht haben, in dem Sinne ungefähr: Gott hat den Wunsch, Freude und Schmerz zu versöhnen, denn die beiden sind geschworene Feinde. Doch da er es ohne weiteres nicht imstande ist, so bindet er sie, die Freude und den Schmerz, an deren beiden Enden zusammen. Wenn also der Mensch schon den Schmerz hat, bekommt er nachher noch die Freude und umgekehrt. So scheint es auch mir jetzt zu ergehen: nachdem ich infolge der Fesseln im Beine Schmerzen gehabt habe, scheint jetzt das Wohlbehagen nachzukommen!“

„Was in wenig bekannten, geheimnisvollen Schriften darüber gesagt wird: Daß wir Menschen hienieden wie auf einem Wachtposten stünden und daß niemand sich selber eigenwillig davon ablösen und davonlaufen dürfe, das scheint mir groß gedacht und voll tiefer Bedeutung. Und auch das halte ich für sehr richtig, daß die Götter da seien, um für uns Sorge zu tragen, daß wir Menschen eben nur zum Eigentum der Götter gehörten. Hältst du das nicht auch für richtig? Nimm also einmal an: Einer von deinen Sklaven, die dein Eigentum sind, wollte an sich selber Hand anlegen, ohne daß dein Wunsch ihn dazu ermächtigt hätte, solltest du dem Sklaven da nicht zürnen und diese Untat an ihm ahnden dürfen, so du es vermagst? . . .

Wenn ich nicht den festen Glauben hätte, zu weisen und guten Göttern zu kommen und dann auch zu Verstorbenen, die edler sind als die Menschen hier, es wäre unrecht von mir, mich gegen meinen Tod nicht zu sträuben. Doch wisset, ich hoffe wirklich, mich dort edlen Menschen zu gesellen. Und wenn mich auch diese Hoffnung nicht zu beruhigen vermöchte — daß ich aber zu den Göttern, guten Herren, komme, darauf wollte ich bauen, seid überzeugt. Und darum sträube ich mich nicht gegen den Tod und darum nähre ich die frohe Hoffnung, daß es ein Leben jenseits gebe für die Verstorbenen, und daß, wie dies schon seit je behauptet wird, es dort den Guten besser ergehe als den Bösen. . . .

Sehet, die Leute scheinen in der Tat nicht zu ahnen, daß Männer, die treu an der Philosophie hängen, im Leben, im

ganzen Leben nichts anderes betreiben und besorgen als ihr Sterben und den Tod. Und wenn das wahr ist, dann wäre es höchst verkehrt, sein Leben lang an den Tod zu denken, dann aber in der Todesstunde sich gegen den eigenen Wunsch und das eigene Ziel zu kehren!“ . . .

. . . „Was, glauben wir, ist nun der Tod? Er ist doch etwas? . . . Doch nichts anderes als die Befreiung der Seele vom Körper? Und das hieße dann gestorben sein: der Körper und die Seele sind voneinander getrennt, und ein jegliches ist sich selber gelassen?“

Die Sorge des
Weisen.

Mit einem Worte — des Philosophen Sorge wird überhaupt nicht auf den eigenen Leib zielen; so viel er vermag, wird er diese dem Leibe entziehen und auf seine Seele legen. . . .

. . . Muß sich dann nach allem nicht unter den echten Philosophen die gleiche Anschauung bilden, der sie auch untereinander etwa folgenden Ausdruck leihen: Es gäbe gleichsam nur einen schmalen Pfad, der uns heraus aus den Irrfaken ans Ziel führe, weil, solange noch unsere Sinne sich in das Denken mischen und die Seele mit dem Leibe, diesem Übel, verkoppelt sei, wir nie recht erlangen könnten, wonach wir uns sehnten: die Wahrheit?

Dann nach dem Tode wird die Seele in sich selbst ruhen, dem Leibe entrückt, früher nicht. Solange wir aber noch leben, werden wir, scheint es, der Erkenntnis am nächsten kommen, wenn wir uns dem eigenen Leibe soviel als möglich entfremden und die Sinne, wo nicht unbedingte Notwendigkeit uns an sie bindet, verleugnen und uns mit deren Kraft nicht füllen, sondern uns vom Fleische reinhalten, bis Gott selbst uns erlöst. Dann erst, gereinigt und ledig der Torheit unseres Leibes, dürften wir uns wohl zu unseresgleichen gesellen und aus uns selbst unmittelbar alles klar erkennen, und das ist dann vielleicht die Wahrheit . . .

Die Seele zu erlösen, darum bemühen sich vor allem und einzig die echten Philosophen, ja gerade das ist deren ganze Sorge — diese Erlösung.

Die echten Philosophen üben sich also wahrhaftig im Sterben, und nichts fürchten sie weniger als den Tod. Ein Mensch aber, der die Erkenntnis liebt wie einen Geliebten

und die einzige Hoffnung hat, diese wirklich nur tief unten in der Welt der Geister zu finden, er sollte sich gegen seinen Tod wehren und dem Tode nicht willig folgen? Nein, Freund, das dürfen wir nicht glauben, so dieser Mensch wahrhaftig die Weisheit liebt. . . .

. . . Ergibt sich nicht aus allem, daß die Seele das Ebenbild und der Sinn sei alles Göttlichen und Unsterblichen und Vernünftigen, jeder bleibenden Gestalt, des Unauflösllichen und in sich selbst Ruhenden, und daß der Leib zum Menschlichen und Sterblichen und Vielgestaltigen und Unvernünftigen und Unauflösbaren und sich selber stets Fremden gehöre? . . .

Die Unsterblichkeit der Seele.

Die Seele aber, die unsichtbare, die in ein unsichtbares, hohes und reines Reich eilt, in die wahre Welt der Geister, zu dem guten und weisen Gotte, dorthin, wohin auch, so Gott will, meine Seele bald ziehen wird, diese hohe und reine, der Geisterwelt eingeborene Seele sollte, vom Leibe entbunden, zerfallen und vergehen, wie es die Menge glaubt? . . . Ich sage, so die Seele, die reine Seele sich des Leibes entledigt und nichts vom Leibe mit sich schleppt, weil sie im Leben schon freiwillig nichts mit ihm gemein hatte und vor ihm geflohen und in sich selber gesammelt und nur um diese Sammlung besorgt war — und das heißt doch soviel wie richtig philosophieren und unermüdetlich um den Tod bekümmert sein? oder sollte dies nicht die Sorge um den Tod sein? —

Dann, sage ich, scheidet die Seele von hinnen in das ihr angestammte, unsichtbare, göttliche, ewige Reich der Vernunft, dort darf sie sich ihres Heiles freuen, erlöst vom Irrtum, von der Sinnlosigkeit, der Angst, der wilden Liebe und allen Übeln, und dort lebt sie wahrhaftig, wie es unter den Eingeweihten heißt, mit den Göttern. . . .

In das Geschlecht der Götter darf nicht eintreten, wer nicht die Weisheit geliebt und rein aus dem Leben geschieden ist, nur der um Erkenntnis Bemühte darf sich den Göttern gesellen. Und darum enthalten sich die wahren Philosophen aller Begierden des Fleisches und beherrschen sich und werfen sich nicht weg. Sie fürchten nicht, daß man ihr Heim zerstöre,

sie fürchten die Armut nicht gleich der Menge, gleich den Kräthern. Und sie scheuen auch nicht die Achtung und Ruhmlosigkeit gleich den Herrschsüchtigen und Ehrgeizigen. . . . Und darum sagen sich alle, die um die eigene Seele besorgt sind und nicht für den Leib leben, von den anderen Menschen los und gehen nicht deren Wege — denn diese wissen nicht, wohin der Weg sie führt. . . .

Vom Schwannengesang des Seherß. . . . Schwer nur werde ich die anderen Menschen davon überzeugen, daß ich das, was mir bevorsteht, nicht für ein Unglück nehme, da nicht einmal ihr es mir glauben wollet und fürchtet, ich vermöchte jetzt anders zu fühlen als früher. Es scheint wirklich, ihr haltet mich für einen schlechteren Seher als den Schwan, der im Vorgefühl des nahenden Todes, trotzdem er auch schon früher gesungen hat, sein schönstes Lied singt, denn er ist froh darüber, daß er nun endlich zu dem Gotte kommt, dessen Hüter er hier war. . . . Ein Seher des Apollon, ahnt der Schwan im voraus alle Seligkeit der Unterwelt, und darum stimmt er sein Lied an und freut sich am Tage seines Todes mehr als an den anderen. Auch ich bin, glaube ich, gleich dem Schwan ein Diener dieses Gottes, und dem Gotte geweiht und besitze von ihm, meinem Herrn, ebenso wie der Vogel die Seherkraft, und dann werde ich gleichfalls gerne mein Leben los. . . .

Der Seelenzustand des Weisen im Tode. Der Preis ist hoch und die Hoffnung groß. Daß sich alles genau so füge, wie ich es jetzt erzählt habe, darauf darf freilich ein vernünftiger Mann nicht bauen wollen; daß es aber so oder ähnlich um unsere Seelen und deren Wohnsitze stehe, wenn die Seele unsterblich ist, dürfen wir wohl glauben, und es lohnt sich auch, diesen Glauben zu wagen. Das Wagnis ist edel, und mit diesem Glauben soll sich ein jeder gleichsam bezaubern und weihen. Schließlich habe auch ich nur deshalb so lange an diesem Märchen gesponnen. Und darum braucht auch ein Mann um seine eigene Seele unbesorgt zu sein, der in diesem Leben jeder Lust des Leibes entsagt und jeden Schmuck verworfen hat, weil das ihm fremd ist und sein Leiden nur noch größer macht, dieses hohen Preises wegen, sage ich, braucht ein Mann um seine Seele unbesorgt zu sein, der nach Erkenntnis gestrebt und um die Seele nicht den fremden sondern den ihr eingeborenen Schmuck getan hat:

die Gerechtigkeit, die Besonnenheit, den Mut, die Freiheit und Wahrheit, und also geschmückt auf seine Fahrt nach der Unterwelt wartet, um zu ziehen, wenn das Geschick ihn ruft.

... Ihr alle, alle werdet ihr späterhin jeder zu seiner Sokrates letzte Zeit die Reise antreten; mich ruft jetzt schon, würde ein Tra-Stunde u. Tod. giger sagen, das Schicksal. Die Stunde ist gekommen, daß ich mich nach dem Bade umsehe; es ist, meine ich, besser, daß ich mich bade, bevor ich das Gift trinke, ich erspare dadurch den Weibern die Mühe, meinen Leichnam zu waschen."

Da Sokrates also gesprochen, fiel Kriton ein: „Du hast recht, Sokrates! Hast du aber diesen da oder mir nichts betreffs deiner Kinder aufzutragen? Oder gibt es vielleicht sonst noch etwas, womit wir dir gefällig sein könnten?“

„Nichts, Kriton, nichts anderes, als was ich immer sage: Denkt an euch selber, an eure Seele, so werdet ihr alles, was ihr tut, mir und den Meinen und euch selber zu Danke machen, auch wenn ihr mir jetzt keine Versprechungen macht. Wenn ihr aber euch und eure Seele vergeßet und dem, was ich euch jetzt und immer gelehrt, nicht folgen wollet wie einer Spur, so werdet ihr mir es niemals recht machen, auch wenn ihr mir jetzt noch so viel verspricht.“

... Mit diesen Worten stand Sokrates auf und ging in ein Gemach nebenan, um zu baden; Kriton folgte ihm, uns aber hieß er zurückbleiben. Wir warteten also und unterhielten uns über des Sokrates Worte und überdachten alles noch einmal. Dann aber ließen wir uns über das Unglück aus, das uns alle treffen würde, denn wir hatten das Gefühl, von jetzt an wie Waisen, des Vaters beraubt, leben zu müssen. Inzwischen hatte Sokrates sich gebadet, man hatte ihm seine Söhne gebracht — zwei waren noch Kinder, einer erwachsen — auch die Frauen aus seiner Verwandtschaft waren gekommen; Sokrates redete mit ihnen in Kritons Anwesenheit und trug ihnen seine letzten Wünsche auf, dann aber ließ er sie, Frauen und Kinder, wegführen und kam zu uns zurück. Die Sonne war im Untergehen, Sokrates hatte lange drinnen verweilt. Jetzt setzte er sich wieder zu uns, viel wurde nicht mehr gesprochen. Da kam der Scherge der Elf, trat vor Sokrates und redete ihn also

an: „Über dich, Sokrates, werde ich mich nicht zu beklagen haben, die andern machen mir Vorwürfe und fluchen mir, wenn ich sie auf Geheiß der Richter auffordere, das Gift zu trinken. Dich aber habe ich auch sonst als den edelsten und mildesten und besten Menschen kennen gelernt von allen, die je hierher gekommen, und darum weiß ich auch jetzt, daß du mit den Richtern und nicht mit mir zürnen wirst, denn du siehst ein, was mich dazu zwingt. . . . Nun, du weißt, warum ich komme, heil dir, trage leicht, was sein muß!“ Weinend kehrte der Mann um und ging weg.

Sokrates sah ihn an und rief: Heil auch dir, Mensch! ich will es tun! (Und zu uns gewendet, fuhr er fort): „Wie zartfühlend ist nicht dieser Mann! Die ganze Zeit über kam er her und unterhielt sich zuweilen mit mir, er ist der geringste unter den Menschen, und doch wie edel von ihm, jetzt um mich zu weinen! Kriton, ich will ihm folgen, man soll das Gift hereinbringen, wenn es gerieben ist; sonst soll es der Mann gleich reiben.“

Kriton erwiderte: „Sokrates, ich glaube, die Sonne steht noch auf den Bergen und ist noch nicht untergegangen. Ich weiß auch von anderen, die erst sehr spät das Gift genommen haben, lange nachdem sie dazu aufgefordert waren; sie tranken und aßen zuerst recht viel, ja manche nahmen erst noch ein Weib zu sich. Dränge also nicht! Es hat noch Zeit.“

Sokrates aber sagte: „Ich glaube gerne, daß sie es so machten, die, von denen du sprichst; sie meinten damit noch Zeit zu gewinnen. Ich glaube aber, daß ich es nicht so machen werde. Ich dürfte wohl nichts damit gewinnen, daß ich das Gift etwas später trinke; höchstens würde ich mich lächerlich machen vor mir selber, wenn ich also am Leben klebte und dort geizte, wo nichts mehr ist. Geh also und folge mir!“

Kriton machte einem Knaben in seiner Nähe ein Zeichen, dieser ging heraus und brachte nach kurzer Zeit den Mann mit, der Sokrates das Gift reichen sollte; dieser hatte es in einem Becher gerieben. Da Sokrates ihn sah, fragte er ihn: „Du verstehst dich darauf, Bester. Wie soll ich es machen?“ „Nachdem du getrunken hast,“ antwortete dieser, „brauchst du nur auf und ab zu gehen, bis dir die Beine schwer werden, dann lege dich nieder! So wird es von selbst wirken.“ Und damit hielt er ihm den Becher hin. Sokrates nahm diesen

entgegen, ganz ruhig, ohne zu zittern, ohne die Farbe zu wechseln, ohne mit dem Gesicht zu zucken, er sah dem Manne, wie es seine Art war, fest ins Auge und sprach: „Was sagst du dazu, wenn ich von diesem Tranke jemand etwas weihte? Ist das erlaubt?“

„Sokrates, wir reiben gerade so viel, als nach unserem Ermessen genügt,“ antwortete der Mann.

„Ich verstehe, aber beten darf und muß ich wohl zu den Göttern, auf daß meine Reise dorthin mir Glück bringe. Und darum flehe ich auch zu ihnen, und i h r W i l l e s o l l g e s c h e h e n.“ Und damit setzte er den Becher an und trank das Gift aus ohne Mühe und heiter. Viele von uns waren bisher noch leidlich imstande gewesen, die Tränen zurückzuhalten; da wir ihn aber trinken sahen, ging es nicht mehr, ja mir kamen mit solcher Gewalt die Tränen, daß ich mein Gesicht verbarg und mich ausweinte — nicht nur über ihn, sondern auch über mein Schicksal, denn einen solchen Freund würde ich jetzt verlieren. Kriton war schon vor mir aufgestanden, da er die Tränen nicht bändigen konnte. Apolonoros aber hatte schon vorher nicht aufgehört zu weinen, jetzt aber schluchzte und schrie er so laut auf, daß es mit Ausnahme des Sokrates niemanden gab, den er nicht gerührt hätte. Sokrates rief: „Was macht ihr nur da, ihr Männer? Ich habe nicht zuletzt darum die Weiber weggeschickt, damit sie sich darin nicht gar zu albern benähmen, denn ich habe gehört, daß man in Ruhe sterben müsse. So haltet Ruhe und beherrscht euch!“ Wir schämten uns auch jetzt und hörten auf zu weinen. Sokrates ging noch herum, meinte aber, die Beine würden ihm schwer und legte sich auf den Rücken. So hatte es ihm der Mann geraten. Darauf berührte ihn der, der ihm das Gift gereicht hatte, von Zeit zu Zeit und untersuchte die Füße und Schenkel, und indem er ihm dann heftig den Fuß drückte, fragte er Sokrates, ob er etwas spüre. Sokrates sagte: nein. Jetzt drückte er die Knie und ging so den ganzen Körper ab und zeigte uns, wie dieser allmählich erstarrte. Er griff ihn noch einmal an und meinte, wenn die Kälte bis zum Herzen gedrungen wäre, würde er tot sein. Schon war ihm der ganze Unterleib erstarrt, da deckte sich Sokrates auf und sprach zu Kriton: „Ich bin dem Asklepios noch einen Hahn schuldig, vergiß nicht ihn zu opfern!“ Das war des Sokrates letztes Wort. „Ich will

es tun," antwortete Kriton. „Hast du uns sonst noch etwas zu sagen, denke nach?" Kriton erhielt keine Antwort mehr, nur noch einige Augenblicke vergingen, da zuckte der Leib zusammen; ein Diener deckte ihn auf: Sokrates' Auge war gebrochen. Kriton trat jetzt heran und drückte dem Toten Mund und Augen zu. So war das Ende unseres Freundes, wir dürfen sagen, das Ende des edelsten Mannes, von allen, denen wir begegnet sind, das Ende des besonnensten und gerechtesten aller Menschen, die je gelebt."

c) Aus Platons Staat. Versuch einer Erneuerung der griechischen Welt.*)

I. Philosophie und Staatsleitung. Worte auch für unsere Zeit.

Platon. Solange nicht entweder die Philosophen in den
1. Philosophen Staaten selber die Krone tragen, oder die sogenannten
als Herrscher. Könige und Potentaten von heute lautere und gründliche
Philosophen sind, solange nicht beides, politische Macht und
Philosophie, zusammenfällt und den zahlreichen Kreaturen,
die sich in unsern Tagen gesondert um eines von ihnen be-
mühen, der Weg dazu mit Gewalt abgeschnitten wird, so
lange können auch die Staaten keine Erlösung von ihren
Leiden finden, lieber Glaukon, und wohl auch das ganze
Menschenvolk nicht, und diese Verfassung wird nimmermehr
früher zur Wirklichkeit geboren werden und das Licht der
Sonne schauen, in der Gestalt, wie wir sie uns soeben aus-
gedacht.

2. Prüfung und Ehrung des Staatslenkers. Und so muß man immer den, der unter Knaben,
Jünglingen und Männern die Probe der Läuterung besteht,
zum Regenten und Wächter des Staates machen, mit Aus-
zeichnungen im Leben bedenken und auch im Tode aufs
höchste ehren, indem man sein Gedächtnis durch Grabmal
und andere Erinnerungszeichen erhält. Anders Geartete sind
auszuscheiden.

3. Wie die „Wächter“ leben müssen. So sieh denn zu, ob sie vielleicht so leben und
wohnen müssen, wenn sie ihr Wächteramt richtig bekleiden

*) Vergl. Platon, Der Staat. Übers. v. R. Kaffner; Verlag
Diedrichs, Jena.

wollen: Erstens darf keiner über eigenes Vermögen verfügen außer in einem Notfalle.

Sodann soll keiner eigene Wohnungs- und Vorratsräume besitzen, die nicht jeder nach Belieben betreten könnte.

Des Lebens Notdurst, soweit sie mäßige und tapfere Kriegersleute nötig haben, sollen sie in bestimmter Menge von den anderen Bürgern erhalten als Sold für ihren Wächterdienst, und zwar gerade so viel, daß sie für das laufende Jahr weder zu viel noch zu wenig haben.

Sie sollen gemeinsame Mahlzeiten besuchen und wie im Felde gemeinschaftlich leben.

Gold und Silber, soll man sie belehren, bergen sie als Gottesgeschenk stets in ihrer Seele, — irdisches bedürfen sie daneben nicht.

Frevelhast ist es, dieses Gut mit dem Besitz irdischen Goldes zu vermischen und zu beslecken; denn schon viele Frevel sind um das gemeine Gold verübt worden. Ihr Gold aber bleibt stets rein!

Nein! Ihnen allein im Staate ist es unerlaubt, Gold und Silber in die Hand zu nehmen und zu berühren oder unter einem Dache mit ihm zu sein, gar es anzuhängen oder aus Silber- und Goldgeschirr zu trinken.

Nur so können sie sich und den Staat erhalten. Sobald sie dagegen eigenes Land, eigenes Haus und Geld besitzen, werden sich die Wächter in Hausbesitzer und Bauern verwandeln und keine Bundesgenossen, nein! erbitterte Tyrannen ihrer Mitbürger sein. Dann hassen sie und werden gehaßt, sinnen Böses und werden mit Bösem bedacht, — so verbringen sie ihr ganzes Leben. Voll Furcht, mehr vor inneren als vor äußeren Feinden, laufen sie schon gar hart am Rande des Verderbens, sie selbst und die gesamte Bürgerschaft. Wollen wir nun um all dieser Befürchtungen willen sagen, die Wächter müßten in Wohnung und in allem andern so und nicht anders eingerichtet sein, und wollen wir das zum Gesetz erheben oder nicht?"

„Ganz gewiß!“ bestätigte Glaukon.

Siehe, Gott und Welt.

II. Das Wesen des Philosophen (Welt- und Lebensweisen).

1. Des Philo- Jene, die alles, was wahres Sein hat, lieben,
sophen Liebe verdienen Weisheitsfreunde, Philosophen, nicht Vorstellungs-
zum wahren freunde zu heißen
Sein.
2. Des Philo- Wer wahrhaftig das Wissen liebt, ist von Natur
sophen Fort- zum Ringen nach dem Seienden geschaffen und kann bei
schreiten von der Vielheit, die von der Vorstellung ange-
der Vorstellung nommen wird, nicht stehen bleiben, nein, vorwärts-
zur Idee schreiten muß er, ohne stumpf zu werden und im liebevollen
(Wahrheit). Streben zu ermatten, bis er endlich das Seiende einer jeg-
lichen Erscheinung erfaßt hat mit dem Seelenteile, der für
dieses Erfassen bestimmt ist. Und dafür bestimmt ist nur ein
wesensgleicher. Und hat er sich dadurch dem wahren
Seienden genähert und ihm innig verbunden, so
zeugt er Verstand und Wahrheit; dann erst kann er
erkennen und in Wahrheit leben und wachsen; auf
diese Weise nur setzt er seinen Geburtswehen ein Ziel
und nicht eher.
3. Das Leben „Wenn Leute, höherer Bildung unwert, doch sich
der kleinen Ge- dieser nähern und mit ihr verkehren, ohne Ebenbürtigkeit,
meinde würdi- welcher Art Gedanken und Ansichten, denken wir — wer-
ger Philo- den sie erzeugen? — Doch solche nur, die in aller Wahrheit
sophen. und mit Recht Sophistereien heißen, jedoch nichts
Echtes, nichts, das an wahren Denken Anteil hätte?“

„Ganz gewiß!“

„So bleibt nur eine ganz geringe Gemeinde derer übrig, die auf würdige Weise mit der Philosophie Verkehr haben: hier etwa ein edles und feingebildetes Herz, das von Verbannung getroffen ist und seiner Art gemäß nicht von der Philosophie ließ, zumal wenn die Verderber fehlten; dort eine große Seele, die in einem kleinen Staate geboren ward und dessen Politik, die sie nicht schätzen kann, einfach übersieht; mitunter ist es auch sonst eine wohlgebildete Natur, die von einem andern Be-

rufe, der ihr mit Recht verächtlich scheinen mag, zu ihr übergeht. . . .“

„Von mir vollends zu reden, ist nicht wohl angebracht: ich meine die „überirdische Stimme“, das Daimonion, in mir. Denn sie hat wohl noch kein Mensch vor mir in sich getragen!

Wer nun zu dieser kleinen Gemeinde gehört und gekostet hat, wie süß und wie beglückend der Besitz der Philosophie ist, und wer andererseits deutlich die Verblendung der Menge erkannt hat, daß auch nicht einer eine sozusagen gesunde Politik treibt in den Staaten, — daß es keinen Bundesgenossen gibt, mit dem man der gerechten Seele zu Hilfe ziehen und sie retten könnte, daß man vielmehr einem Menschen gleiche, der unter Bestien geraten ist, ohne die Absicht, ihr Spießgeselle zu sein im Freveln, aber auch ohne die Fähigkeit, als einzelner Mann all den Entmenschten Widerstand zu leisten, — daß man somit vorher zugrunde gehen müsse, ehe man dem Staate oder den Freunden etwas nützen konnte, sich selbst und anderen ein unnütz Ding, — wer alles das in Erwägung zieht, hält Ruhe und kümmert sich allein um seine eigenen Pflichten; dem gleich, der beim Entladen einer Staubwolke oder eines Plazregens vor dem Sturmwinde an einer kleinen Mauer unterstehen kann, ist er zufrieden, die andern von Zügellosigkeit strotzend zu sehen, wenn er nur selber rein von Schuld und Fehl gegen Gott sein irdisches Leben führen und schöner Hoffnung voll, getrost, versöhnt von hinnen scheiden kann.“ . . .

III. Der Philosoph wird göttlich — und fähig zur Regentschaft.

„So wird denn der Philosoph, der nur mit Göttlichem und Geordnetem verkehrt, selbst geordnet und göttlich, soweit das menschenmöglich ist! Verleumdung aber gibt es bei allem in Menge! Und zeigt sich ihm dann eine Notwendigkeit, all das, was er in seinem Reiche schaut, mit ernstem Mühen in der Menschen Wesen, wie es für ihr persönliches und öffentliches Leben in Betracht kommt, hineinzulegen und es nicht bei der Arbeit an sich selbst bewenden zu lassen,

meinst du, er werde ein schlechter Schöpfer von Besonnenheit und Gerechtigkeit und der bürgerlichen Tugend insgesamt?"
„Sicherlich nicht!“

„. . . . Solang im Staate nicht der Philosophenstand zur Macht gelangt, wird für Staat und Bürger kein Ende der Leiden sein, noch auch kann die Verfassung, von der wir hier fabulieren, eher zur Wirklichkeit werden.“

Die Idee des Guten und ihre Wirkung auf den Menschen. . . . Hat sich die Seele auf etwas, das von der Wahrheit und dem Sein bestrahlt wird, gerichtet, — alsbald erfaßt, erkennt sie es und scheint des Denkens Kraft zu haben. . . . Was allein die Wahrheit dem Gegenstande der Erkenntnis schenkt, doch dem Erkennenden Erkenntniskraft verleiht, ist die Idee des Guten. Sie ist der Urquell der Erkenntnis und der Wahrheit, die der Geist erkennt. So herrlich sind die beiden. Erkenntnis — Wahrheit, und doch noch größere Herrlichkeit mußt du in ihnen sehen, — dann erst wirst du den richtigen Glauben haben. Und wie es oben zwar berechtigt war, Gesicht und Licht für sonnenhaft zu halten, nicht aber für die Sonne selbst, so ist es auch mit Wahrheit und Erkenntnis, welche beiden man mit Recht dem Guten gleichgeartet nennen, indes mit Unrecht nur dem Guten selbst gleichsetzen dürfte. Nein! Noch hehrer muß man sich des Guten Wesen denken!

„. . . . Nunmehr vergleiche doch einmal unsere Natur, hinsichtlich der Bildung und Bildungslosigkeit, mit folgendem Zustande: Denke dir Menschen etwa in unterirdischer höhlenähnlicher Behausung, die nach dem Lichte hin nur einen Zugang hat, doch einen weiten, längs der ganzen Höhle. Und drinnen sollen wohnen Menschen, die von Kindheit an gefesselt sind an Fuß und Nacken, so daß sie unbeweglich bleiben müssen und nur vor sich zu sehen vermögen; den Kopf zu drehen macht ihnen ihre Fesselung unmöglich; Licht erhalten sie nur durch ein Feuer, das von oben her, aus weiter Ferne leuchtend, hinter ihren Rücken fällt; doch zwischen diesem Feuer und den Gefesselten soll ein Weg zur Höhe führen; und wieder neben diesem denke dir ein Mauerchen errichtet, den Schranken ähnlich, wie sie sich der Gaukler vor der Menge baut, um darauf seine Wunder vorzuführen. . . . Nun